

EIGENDYNAMISCHE SOZIALE PROZESSE

Anmerkungen zu einem analytischen Paradigma*

Von Renate Mayntz und Birgitta Nedelmann

I. Soziale Eigendynamik – neues Interesse für ein bekanntes Phänomen?

Begriffe werden manchmal eingeführt, um ein neu entdecktes Phänomen zu benennen. Oft allerdings zeigt das Aufkommen oder die wachsende Popularität eines Begriffs lediglich, daß man ein bekanntes Phänomen in neuem Licht sieht, daß man längst Vertrautem plötzlich besondere Aufmerksamkeit schenkt. So scheint es sich auch mit dem Begriff Eigendynamik zu verhalten, auf den man seit einiger Zeit sowohl in der sozialwissenschaftlichen Fachsprache wie in der gehobenen Umgangssprache immer wieder stößt.¹ Zwar ist Eigendynamik keine neue Wortschöpfung, aber – wie der Blick in einschlägige Lexika lehrt – dieser Begriff gehört auch nicht gerade zu den geläufigen unter den zahlreichen mit „eigen-“ zusammengesetzten deutschen Wörtern. Geläufiger sind die der Sprache der Mechanik und Biologie entlehnten Begriffe „Eigenbewegung“ und „Eigengesetzlichkeit“, die nicht nur Max Weber benutzte. Viele mit „eigen-“ zusammengesetzte Wörter haben die Bedeutung, daß sich ein Vorgang *aus sich selbst erzeugt* und *auf sich selbst bezieht*. Darüber hinaus läßt sich eine zweite Bedeutung von „eigen-“ entdecken, wenn man sich Wörter wie „Eigenart“ oder „Eigenschaft“ in Erinnerung ruft. Diese Wortzusammensetzungen bedeuten im Kern, daß etwas als „charakteristisch“ und „wesentlich“ angesehen wird. Nach dieser zweiten Bedeutung würde der Begriff eigendynamisch darauf hinweisen, daß eine bestimmte soziale Einheit eine für sie *charakteristische* Dynamik entwickelt. In diesem Sinne spricht man im Französischen von *dynamique propre* und in der Mathematik etwa von „characteristic vectors“ oder „eigenvectors“ (siehe etwa Gantenmacher 1977, S. 69).

Berücksichtigt man diese beiden Wortbedeutungen, so ließen sich soziale Prozesse dann als eigendynamisch bezeichnen, wenn sie sich – einmal in Gang gekommen oder ausgelöst – aus sich selbst heraus und ohne weitere externe Einwirkung weiterbewe-

* Dieser Aufsatz steht in Zusammenhang mit einem vom 30.9.–3.10.1986 von den Verfasserinnen gemeinsam am Europäischen Hochschulinstitut, Florenz, durchgeführten Workshop über „Social Dynamics“. Wir danken den Teilnehmern des Workshops für viele Anregungen.

1 So wies etwa Bundestagspräsident Philipp Jenninger in seiner Ansprache zur Eröffnung eines Symposiums im Berliner Reichstag darauf hin, „daß die schnelle Innovation auf vielen Gebieten eine Eigendynamik entwickelt habe, die die allgemeinen Lebensumstände nicht immer optimal beeinflusse“ (FAZ vom 4.10.86).

gen und dadurch ein für sie charakteristisches Muster produzieren und reproduzieren. Formuliert man diesen Sachverhalt in bezug auf die Träger dieser Prozesse, so ließe sich von eigendynamischen Prozessen dann sprechen, wenn die Akteure die sie antreibenden Motivationen im Prozeßverlauf selbst hervorbringen und verstärken.

Diese vorläufige Begriffsbestimmung läßt erkennen, daß der Sachverhalt als solcher vertraut, bisher allerdings meist in anderem sprachlichen Gewand aufgetreten ist. Wo man heute gern „eigendynamisch“ sagt, war früher eher von „naturwüchsig“ die Rede. Durchaus vertraut ist die Vorstellung, daß sich die Beziehung zwischen Ursache und Wirkung verkehrt, wenn die Wirkung eines Ereignisses oder Handelns als Ursache auf dieses zurückwirkt. Diese Art der Rekursivität spricht auch der Begriff der Rückkopplung (feedback) an, den man heute nicht selten auf soziale Phänomene anzuwenden versucht. Michael Masuch etwa tut das ganz ausdrücklich, wenn er organisatorische Teufelskreise analysiert (Masuch 1985). Raymond Boudon benutzt eher den Begriff der Retroaktion, wenn er die Rückwirkung untersucht, die ein Interaktionsergebnis auf die Handlungskonstellation hat, aus der es erwuchs; seine Kategorie der „kumulativen Prozesse“ ist mit dem, was hier unter Eigendynamik verstanden werden soll, verwandt, ohne sich voll damit zu decken (Boudon 1979, S. 169–188). Ähnliches gilt für die Prozesse sozialer Reproduktion, die Gudmund Hernes (1977) zu formalisieren suchte. Schließlich hat auch der im Gefolge von Niklas Luhmanns Systemtheorie in der sozialwissenschaftlichen Fachsprache verbreitete Begriff der Selbstreferentialität (Luhmann 1984, S. 593–646) eine erkennbare Verwandtschaft mit der Vorstellung eigendynamischer Prozesse; aber der Bezugspunkt ist bei Eigendynamik ein anderer, nämlich nicht Bewußtsein (Selbstreflexion), Struktur (Selbstorganisation) oder Erzeugung (Autopoiesis), sondern Prozeß.

Hat man den Blick für das Phänomen eigendynamischer Prozesse erst einmal geschärft, dann stellt man überdies schnell fest, daß schon sozialwissenschaftliche Klassiker bis hin zu den Sozialphilosophen der Antike von ihnen fasziniert waren und, ohne ihnen einen besonderen Namen zu geben, wichtige Beispiele geschildert und analysiert haben. Der griechische Philosoph Polybios (203–120 v. Chr.) etwa hat eine selbsttätige, zyklische Abfolge von Regierungsformen – von der Diktatur über die Monarchie, die aristokratische Demokratie hin zur Volksdemokratie und zurück zur Diktatur – entdeckt, die als makrosoziales Prozeßmuster seiner Meinung nach durch das jeweils zwangsläufige Versagen der einmal etablierten politischen Elite verursacht wird (Bürklin 1986). Die soziologischen Klassiker hatten ein selbstverständliches und durchgängiges Interesse an der Analyse eigendynamischer Prozesse, auch wenn sie jeweils andere Aspekte betonten und diese Prozeßaspekte unterschiedlich bewerteten. Das gilt für Karl Marx genauso wie für Max Weber, ganz besonders jedoch für Georg Simmel, Emile Durkheim und Norbert Elias, die sich als Klassiker eigendynamischer Prozeßanalysen im engeren (und gleich zu erläuternden) Sinne ansprechen lassen; einige Beispiele ihrer Analysen sind weiter unten angeführt.² Systematischer als bisher in den Sozialwissenschaften sind eigendynamische Prozesse in der Makroökonomie untersucht worden, auch hier wieder ohne sie als solche zu bezeichnen; zyklische Konjunkturbe-

2 Vergleiche auch die Sammlung von Beispielen in Nedelmann 1982.

wegungen und die Lohn-Preis-Spirale gehören zu den bekanntesten eigendynamischen Prozessen überhaupt – und das nicht nur unter Ökonomen. Tatsächlich sind dem Laien genügend Beispiele für eigendynamische Prozesse aus fast allen Lebensbereichen und auf allen analytischen Ebenen vertraut, vom internationalen System (Wettrüsten) bis zur Familie oder Paarbeziehung; wer kennt nicht das Phänomen des aus nichtigem Anlaß immer wieder ausbrechenden und sich nach demselben Muster aufschaukelnden Streits?

Eigendynamische Prozesse scheinen demnach allgegenwärtig zu sein und es stellt sich daher nachdrücklich die Frage, warum ihnen gerade jetzt besonderes wissenschaftliches Interesse gewidmet werden sollte. Denkbar wäre, und für ein solches Interesse in besonderem Maße legitimierend, daß eigendynamische Prozesse in den komplexen und generell hochgradig dynamischen modernen Gesellschaften vermehrt auftreten und in ihrer Weiterentwicklung eine besondere Rolle spielen. Allerdings läßt sich eine solche Vermutung ohne eine genauere vorgängige Analyse der spezifischen Merkmale, Ursachen und Verlaufsformen eigendynamischer Prozesse kaum näher begründen. Eine derartige Einsicht ließe sich bestenfalls als Ergebnis der intensiveren Beschäftigung mit dem fraglichen Phänomen gewinnen; es scheint daher verfrüht, die Vermutung, daß eigendynamische soziale Prozesse ein spezifisch modernes Phänomen sind, ungeprüft hinzunehmen und sie als Anlaß der intensiveren Beschäftigung mit dieser Thematik zu unterstellen.

Wenn die Analyse eigendynamischer sozialer Prozesse heute besonders reizvoll und dringlich erscheint, dann dürften die Gründe hierfür vor allem innerwissenschaftlicher Natur sein, auch wenn wissenschaftliche Perspektivenwechsel ihrerseits mit gesellschaftlichen Ereignissen und Abläufen zusammenhängen. Zwei innerwissenschaftliche Gründe sind insbesondere zu erwähnen.

An erster Stelle ist die Abkehr von dem Paradigma der evolutionären Entwicklung zu nennen. Den Übergang von der traditionellen zur modernen Gesellschaft hat man lange Zeit überwiegend als Kombination interdependenter linearer Trends begriffen, zu denen unter anderem die Steigerung des ökonomischen Wohlstandes, die Urbanisierung, ein wachsendes Bildungsniveau, zunehmende Demokratisierung und Rationalisierung gehören (z. B. Deutsch und Lerner, in Zapf 1969). Die Vermutung einer Fortführung dieser linearen Trendentwicklungen ist jedoch durch eine Reihe von Ereignissen widerlegt worden; stattdessen gerieten Trendbrüche immer mehr in den Vordergrund der politischen und wissenschaftlichen Aufmerksamkeit. Die seit den siebziger Jahren auftretenden Wirtschaftskrisen, ein periodisch sinkendes Realeinkommen in Zusammenhang mit wachsender Arbeitslosigkeit, das Aufkommen neuer sozialer Bewegungen und Protestformen, die bis zum Terrorismus reichen, sind hierfür augenfällige Beispiele. Die kollektive Erfahrung dieser Vorgänge hat das Interesse der Sozialwissenschaftler geweckt und sie für Theorien empfänglich gemacht, die das überkommene evolutionäre Paradigma ersetzen können.

Politiker und Wissenschaftler wurden von diesen Entwicklungen der letzten zwanzig Jahre allerdings nicht nur überrascht, sondern auch in ihrer neu gewonnenen Zuversicht in die rationale Steuerbarkeit gesellschaftlicher und vor allem auch ökonomischer Prozesse enttäuscht. Ursprünglich ein Kind der Aufklärung, wurde die in der

Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg für kurze Zeit aufgelebte Illusion der Plan- und Steuerbarkeit bald durch die „Krise der Regierbarkeit“ zerstört. Die Steuerung sozialer und ökonomischer Abläufe forderte nicht nur die Politiker, sondern auch die Sozialwissenschaftler heraus; letztere sahen sich nunmehr vor die Aufgabe gestellt, Phänomene defizitärer Steuer- und Planbarkeit konzeptuell zu erfassen und theoretisch zu erklären. In diesem Zusammenhang wird „Eigendynamik“ unversehens zum Gegenbegriff zu „Plan- und Steuerbarkeit“; eigendynamische soziale Prozesse sind diesem Sprachgebrauch zufolge solche Prozesse, die sich politischer Kontrolle entziehen (z. B. Teubner und Willke 1984) und sich gegen den Willen der handelnden Akteure entfalten. Da viele dieser ungeplanten oder geradezu jeder Planung zuwiderlaufenden Entwicklungen *unerwünschte* Folgen zeitigen, gerät der Begriff „Eigendynamik“ zugleich in die Nähe des bekannten Theorems der „nicht beabsichtigten (negativen) Folgen zielgerichteten Handelns“. Ein besonderes Erkenntnisinteresse an derartigen Effekten führt jedoch dazu, daß einerseits *nicht nur* eigendynamische Prozesse ins Blickfeld geraten, weil unbeabsichtigte negative Handlungsfolgen oft bloße Aggregationseffekte ohne jede Rückwirkung auf die Motivation der Handelnden sind, andererseits aber jene eigendynamischen Prozesse *ausgespart* bleiben, die sich nicht als „Teufelskreise“, sondern als „Tugendzirkel“ darbieten. Das für eigendynamische Prozesse Charakteristische sind nicht ihre Folgen (wie immer sie bewertet werden mögen), sondern die Art ihrer Verursachung, Aufrechterhaltung und Verlaufsform. Welche Folgen derartige Prozesse haben und wie sie bewertet werden, ist als empirisch offene Frage zu behandeln.

Die zweite innerwissenschaftliche Entwicklung, die die Aufmerksamkeit verstärkt auf eigendynamische soziale Phänomene gelenkt hat, hängt mit einem weiteren und noch allgemeineren Paradigmawechsel in den Sozialwissenschaften zusammen. Der frühere Gegensatz zwischen Funktionalisten und Neomarxisten ist abgelöst und durch einen neuen, nämlich den zwischen System- und Handlungstheoretikern ersetzt worden. Auch der Methodenstreit zwischen Anhängern des Positivismus und der dialektischen (oder kritischen) Theorie wird längst nicht mehr so heiß ausgefochten; die Frontlinien verlaufen heute eher zwischen Vertretern, die eine dynamische Perspektive befürworten einerseits, und solchen, die auf einer eher statisch ausgerichteten Strukturanalyse bestehen, andererseits. In dieser neuen innerwissenschaftlichen Konstellation bezieht die Analyse eigendynamischer Prozesse eindeutig Stellung: Sie beansprucht nicht nur, auf bestimmte (wenn auch nicht neue) Phänomene aufmerksam zu machen, sondern auch, eine spezifische analytische Sichtweise zu benutzen. Diese Sichtweise ist sowohl durch ihren prozessualen (Abläufe über Zeit betrachten) Charakter wie durch ihren ausdrücklichen Akteursbezug gekennzeichnet. Soziale Sachverhalte unter eigendynamischer Perspektive betrachten heißt: Prozesse zirkulärer Stimulation zwischen angebar handelnden Akteuren analysieren, wechselseitige Verstärkungen oder (gerade umgekehrt) Hemmungen bestimmter Verhaltensweisen untersuchen und fragen, welche Effekte diese Zirkulärstimulation für die in den Prozeß involvierten Akteure und ihren Handlungskontext haben. Es heißt weiter, sich auf die Analyse des Prozeßverlaufs selbst zu konzentrieren und zu fragen, welche Prozeßformen durch zirkuläre Stimulation bzw. Verursachung entstehen und wie diese Formen auf die

Prozeßursache selbst zurückwirken. Soziale Vorgänge in der Perspektive sozialer Eigendynamik betrachten heißt aber andererseits nicht, daß soziale Phänomene artifizial konstruiert werden. Eigendynamische soziale Prozesse *sind* empirische Phänomene, von denen vermutet wird, daß sie auf allen sozialen Ebenen und in allen sozialen Bereichen auftreten können. Mit der Erforschung eigendynamischer sozialer Prozesse sind demnach zwei heuristische Zwecke verbunden, die sich gegenseitig ergänzen und anregen, zum einen, eine bestimmte analytische Perspektive einzuführen und zum anderen, auf bestimmte reale (wenn auch nicht neue) Phänomene aufmerksam zu machen.

II. Einige Beispiele zur Verdeutlichung

Eigendynamische Prozesse sind komplizierte empirische Vorgänge; das Ineinandergreifen und Umkehren von Ursache und Wirkung, die zirkuläre Stimulation zwischen Aktion und Reaktion, verstärkende bzw. hemmende Rückschleifen lassen sich oft nur durch detaillierte empirische Feinarbeit herausfinden. Wenn im folgenden der Versuch unternommen wird, einige Beispiele für eigendynamische soziale Prozesse zu geben, so muß eine gewisse Vereinfachung und Vergrößerung der jeweiligen empirischen Fälle notwendigerweise in Kauf genommen werden.

Die fünf in diesem Abschnitt präsentierten Beispiele stellen eine kleine Auswahl aus einem reichen Angebot dar. Sie stammen sowohl aus dem Repertoire von Klassikern wie aus neuerer Forschung und sind so ausgesucht, daß sie die wichtigsten Varianten eigendynamischer sozialer Prozesse illustrieren. Sie werden hier zunächst kommentarlos dargeboten, während in den folgenden Abschnitten auf dieser Grundlage die Besonderheiten und Spielarten eigendynamischer sozialer Prozesse herausgearbeitet werden sollen.

1. Die Entwicklung terroristischer Gruppen

Friedhelm Neidhardt (1981) beschreibt die Entwicklung einer terroristischen Gruppe als Eskalationsprozeß, den er ausdrücklich als eigendynamisch bezeichnet. Es handelt sich um einen Prozeß zirkulärer Interaktionen, bei dem „...sich alle Beteiligten in Richtung wachsender Abweichung stimulieren. Jeder Schritt der einen Seite erfährt positiven Feedback durch die andere. Es ereignen sich Reiz-Reaktions-Sequenzen“, in denen sich der Konflikt verstärkt (Neidhardt 1981, S. 245).

Terroristische Gruppen entstehen nicht ohne weiteres; sie besitzen „eine Vorgeschichte, und diese vollzieht sich relativ häufig im Rahmen einer Protestbewegung am linken oder rechten Rand des politischen Spektrums – und zwar dann, wenn deren Positionen von den etablierten Kräften des politischen Systems ...nicht integriert und repräsentiert werden“ (Neidhardt 1981, S. 244). Neidhardt erörtert drei wichtige strukturelle Voraussetzungen für die Wahrscheinlichkeit eskalierender Konfliktverläufe, nämlich 1. das Auftreten von Wertkonflikten, 2. das Fehlen einer effektiven Schlichtungs- oder Vermittlungsinstanz sowie 3. die Unbestimmtheit der Situation im Hinblick auf Kampfstärken und Konfliktausgänge. Unter derartigen Voraussetzungen können sich un-institutionalisierte Bewegungen im Gefolge von Rückkopplungsprozessen, die den Konflikt aufschaukeln, zu terroristischen Gruppen verdichten: „Terrorismus ist neben allem anderen Eskalationsprodukt“ (Neidhardt 1981, S. 245).

Die wesentlichen Akteure in diesem Prozeß sind die Mitglieder und Anhänger der sozialen Bewegung bzw. später der terroristischen Gruppe, Umweltinstanzen, die repressiv auf ihre Aktivitäten und später ihre bloße Existenz reagieren, sowie ein Publikum, das u. U. die eine oder die andere Seite unterstützt. Der Eskalationsprozeß kann durch repressive Handlungen der Umweltinstanzen ausgelöst werden, die auf der Bewegungsseite als Verfolgung erlebt werden und reaktiv eine Radikalisierung auslösen. Ebenso gut kann es jedoch auf der Bewegungsseite im Interesse der internen Konsolidierung mehr oder weniger bewußt gewählte Eskalationsstrategien geben, durch die der zunächst nur als existent angenommene „gemeinsame Feind“ reaktiv erzeugt wird. In beiden Fällen erfolgt ein sich aufschaukelnder Konfliktprozeß, in dem nun das sichtbare Handeln der jeweils anderen Seite die darauffolgende eigene Reaktion motiviert. So kommt es, „daß der Konfliktablauf sehr schnell die Motive überlagert, die zu seiner Entstehung gebraucht wurden... Sekundäre Motive werden wider Willen dominant. Der Prozeß verzehrt seine ersten Gründe, bringt neue hervor und stabilisiert sich mit ihnen“ (Neidhardt 1981, S. 251).

Es gibt verschiedene Möglichkeiten, den Eskalationsprozeß zu beenden. Eine dieser Möglichkeiten bezeichnet Neidhardt als Amnestierungsstrategie, verweist aber darauf, daß ihre Wirkung unsicher ist: sie kann nicht nur den Ausstieg aus eskalierenden Konflikten erleichtern, sondern auch zur Teilnahme anregen, indem sie das Teilnahmerisiko senkt. Eine zweite Möglichkeit der Beendigung ergibt sich aus der paradoxen Wirkung von Verfolgung, die gleichzeitig abschreckend wie auch mobilisierend wirken kann. Überwiegt unter dem wachsenden Druck der Verfolgung die Gefahr für die Mitglieder der Bewegung, ohne daß gleichzeitig neue Anlässe zu reaktiver Solidarisierung geschaffen werden, dann können nicht nur die Mitläufer aussteigen, sondern auch die Engagierten schließlich die Front verlassen.

2. Das Stigma des Bankrotts

Unter diesem Titel berichten Robert Sutton und Anita Callahan über die Ergebnisse einer empirischen Studie, die in einer mikrosoziologischen und sozialpsychologischen Tradition steht und keinerlei explizite Bezugnahme auf eigendynamische Phänomene enthält (Sutton und Callahan 1987). Die Hauptakteure sind vier (mittelgroße) Computerfirmen, ihre Kunden und ihre Gläubiger, vor allem Lieferanten. Aufgrund von Marktveränderungen sind diese Firmen in finanzielle Schwierigkeiten geraten und haben unter Kapitel 11 des amerikanischen Federal Bankruptcy Code das Vergleichsverfahren beantragt, das, im Gegensatz zum Konkurs, die Rettung des Unternehmens ermöglichen und zugleich die Gläubiger wenigstens teilweise befriedigen soll. Tatsächlich hat jedoch in allen vier Fällen die Information über die Eröffnung des Vergleichsverfahrens eine Abwärtsspirale ausgelöst, bei der durch die Reaktionen der Kunden und Lieferanten die Finanzprobleme der Firmen nach und nach derart wuchsen, daß ihnen am Ende nur noch der Konkurs übrig blieb. Mit der Eröffnung des Vergleichsverfahrens erschien Lieferanten wie Kunden das Risiko von Tauschbeziehungen mit den Computerfirmen gewachsen und deren Sanktionsmöglichkeiten gleichzeitig gesunken zu sein. Lieferanten weigerten sich daraufhin entweder überhaupt, noch an diese Firmen zu liefern, oder aber sie setzten höhere Preise durch und/oder sie lieferten nur noch gegen Nachnahme, so daß die üblichen Zahlungsziele nicht mehr in Anspruch genommen werden konnten. Außerdem lieferten einige Lieferanten Ware mit einer signifikant höheren Ausschußquote. Die Kunden der Firmen weigerten sich entweder, überhaupt noch von ihnen zu kaufen, oder sie handelten die Preise herunter, blieben mit ihren Zahlungen im Rückstand und retournierten sogar bereits gelieferte, einwandfreie Ware als „defekt“. Das Gesamtergebnis dieser Verhaltensweisen war die unaufhaltsame Zerstörung der Firmen, die in immer größere Zahlungsschwierigkeiten gerieten und dadurch die Befürchtungen von Kunden und Lieferanten nur noch bekräftigten.

3. Das Modekarussell

Das Phänomen Mode läßt sich nach Georg Simmel (Simmel 1986) darauf zurückführen, daß sich Individuen in ihrem Handeln durch zwei miteinander unvereinbare Ziele leiten lassen. Zum einen haben sie den Wunsch zur Integration in die Gruppe; dieser veranlaßt sie zur Nachahmung. Zum anderen hegen sie den Wunsch, sich von anderen abzusetzen und sich als Individuum zu differenzieren; dieser veranlaßt sie zur Neuerung. Das Pendeln zwischen den beiden Polen dieser ambivalenten Motivstruktur erzeugt das Phänomen Mode, sei es im Bereich der Kleidung, sei es im Bereich der Sprache, der Wissenschaft, der Kunst oder der Politik. Die von Simmel identifizierten Hauptträger der Mode sind die Ober- und die Unterschicht. Sie sind derart aufeinander bezogen, daß die Unterschicht auf die Innovation von Modeinhalten durch die Oberschicht mit Imitation reagiert, worauf die Oberschicht mit erneutem Wechsel der Mode antwortet. Es ist prinzipiell denkbar, daß dasselbe Innovations- und Imitations-Schema auch zwischen anderen Typen von Akteuren abläuft, zwischen jugendlichen Trendsettern und mittelalterlichen Nachläufern, oder zwischen Modeavantgarde und Massenkonsumenten. Um welche Akteure es sich immer handeln mag, sie setzen durch ihre zirkuläre Stimulation von Imitation und Innovation, erneuter Imitation und Innovation, ein Modekarussell in Gang, das so lange in Bewegung bleibt, wie sie sich durch den Akt der Imitation bzw. Innovation zur Gegenreaktion provozieren lassen. Je länger dieses Aktions-Reaktions-Schema anhält, desto wahrscheinlicher ist es, daß bereits die bloße Antizipation der Gegenreaktion ausreicht, um eine entsprechende Aktion auszulösen.

Im Zeitverlauf betrachtet entfaltet sich Mode als zyklischer Prozeß, der zwischen Phasen der Neuerung und Nachahmung schwankt. Der ständige Wechsel macht gerade das aus, was die Modeträger als Reiz empfinden: das jeweils Neue wird nicht so sehr seiner Inhalte wegen als reizvoll empfunden, sondern wegen seiner Aktualität. Da die Akteure die durch sie selbst erzeugten Effekte selbst als reizvoll empfinden, werden sie für solche externen Einwirkungen aufnahmebereit, die dazu beitragen, das Tempo des Modekarussells zu erhöhen: Je schneller sich das Modekarussell dreht, umso größer werden die mit der Mode verbundenen Abwechslungsreize. Nach Simmel haben die Geldwirtschaft und die Großstadt eben die Wirkung, den Modewechsel zu beschleunigen und den eigendynamischen Ablauf durch seine Einbettung in einen institutionellen Kontext mit eigenen Rationalitätskriterien zu stabilisieren. Ist die Eigendynamik des Modekarussells erst derart institutionell abgesichert, dann bedarf es keiner Antriebe mehr durch ambivalente Motive. Sie löst sich von den individuellen Wünschen zur Neuerung bzw. Nachahmung, ohne diese jedoch ganz in ihrer sozialen Relevanz auszuschalten. Innovation und Imitation werden zu sozial erwarteten bzw. zu von der Modeindustrie diktierten Handlungsalternativen. Unter dem „Diktat“ der Modeindustrie können sich die mit Mode ursprünglich verbundenen Abwechslungsreize in ihr Gegenteil verkehren. Gleich dem Zaubrerlehrling können die Modekonsumenten nicht mehr die Kräfte kontrollieren, die sie heraufbeschworen haben. Sie können sich höchstens der Eigendynamik der Mode dadurch entziehen, daß sie Widerstand gegen den Zwang zur Neuerung aufbringen und Nachahmung als Dauerverhalten durchsetzen. Aus Mode wird dann „Alltagskluft“ oder „Tracht“.³

4. Königsmechanismus

Mit dem als „Königsmechanismus“ bezeichneten eigendynamischen Vorgang meint Norbert Elias, das „Geheimnis der gesellschaftlichen Verflechtung, ihrer Zwangsläufigkeit, ihrer Aufbaugesetzlichkeit, ihrer Struktur, ihres Prozeßcharakters und ihrer Entwicklung“ (Elias 1977, S. 221) gelüftet zu haben. Elias zeigt am Beispiel der Staatsbildung in Frankreich, wie sich durch die Interaktionsdynamik zwischen Zentralregierung einerseits und den oberen Ständen und Interessengruppen (Funktionsschichten) andererseits Veränderungen in der Macht des Zentralorgans ergeben. Ausgangskon-

3 Vgl. ausführlicher zum Beispiel der Mode: Nedelmann 1986.

stellation ist die wechselseitige Abhängigkeit zwischen Zentralregierung einerseits und Funktionsschichten andererseits: die Zentralregierung ist auf die Unterstützung durch die Funktionsschichten angewiesen, um ihre Machtposition aufrechterhalten zu können; und die Funktionsschichten bedürfen des Schutzes durch die Zentralregierung, um ihre eigenen Interessen optimieren zu können. Dabei strebt die Zentralregierung nach eigener Machtfülle, während die Funktionsschichten eine allzu starke Zentralinstanz fürchten. Die Beziehung der Funktionsschichten untereinander ist durch offene oder latente Ambivalenz der Interessen gekennzeichnet. Sie sind gleichzeitig Freund und Feind, Rivale und Aktionspartner, und schwanken zwischen dem Wunsch, die andere Seite zu überverteilen und der Furcht, damit die Kooperation zu zerstören, von der ihre relative Autonomie gegenüber der Zentralinstanz abhängt. Je nachdem, welcher Pol dieser Ambivalenz stärkeres Gewicht erlangt, verändert sich die Macht der Zentralregierung. Geraten die Funktionsschichten in Konkurrenz zueinander, dann nimmt die Macht der Zentralregierung zu; schlägt das Pendel um und kooperieren die Funktionsschichten, dann nimmt die Macht der Zentralregierung ab, wobei genau diese Handlungsfolgen die Funktionsschichten motivieren, wieder mehr zu kooperieren bzw. ihre Konkurrenz zu verstärken.

Im Zeitverlauf betrachtet schwankt der Prozeß der Machtveränderung der Zentralregierung zyklisch zwischen Phasen der Machtschwächung und Phasen der Machtbehauptung; während die erste mit Kooperation zwischen den Funktionsschichten einhergeht, geht die zweite mit Konkurrenz zwischen ihnen einher. „Die Stunde der starken Zentralgewalt innerhalb einer reich differenzierten Gesellschaft rückt heran, wenn die Interessenambivalenz der wichtigsten Funktionsgruppen so groß wird und die Gewichte sich zwischen ihnen so gleichmäßig verteilen, daß es weder zu einem entschiedenen Kompromiß, noch zu einem entschiedenen Kampf und Sieg zwischen ihnen kommt“ (Elias 1977, S. 236, Hervorhebung N. E.). Das damit gekennzeichnete Machtoptimum ist jedoch in der geschilderten Konstellation instabil.

Die Eigendynamik dieser permanenten Kräfteverschiebungen liegt darin begründet, daß keiner der Akteure aus der triadischen Interaktionskonstellation ausbrechen kann; jeder ist von dem anderen abhängig und keiner kann sich den Effekten des Handelns entziehen, die er selbst erzeugt hat. Die Interessenambivalenz kann nicht voluntaristisch in eindeutige Interessen umgepolt werden; sie ist strukturell bedingt und wird durch den eigendynamischen Ablauf weiter verfestigt.

5. Der bürokratische Teufelskreis

Als bürokratischen Teufelskreis bezeichnet Michel Crozier (1964, S. 187–194) einen organisatorischen Formalisierungs- und Erstarrungsprozeß, der staatliche Verwaltungsbükratien lern- und anpassungsunfähig macht und dadurch innerhalb eines größeren, die Adressaten des Verwaltungshandelns und die für sie verantwortliche politische Leitung einschließenden Handlungssystems einen wiederkehrenden Prozeß sprunghafter Anpassung durch politisch verordnete Reform der Verwaltung auslöst. Stark vereinfacht, läßt sich der eigendynamische Prozeß auf Organisationsebene wie folgt schildern. Die Entwicklung unpersönlicher Regeln geht nicht nur mit einer Verringerung individueller Entscheidungsspielräume, sondern auch mit einer wachsenden Zentralisierung der Entscheidungen (über weitere Regeln) einher, wodurch der Regelinhalt sich zunehmend von der Ebene praktischen Handelns entfernt und dieses Handeln in ein oft sachlich unangemessenes Korsett zwängt, was bei den Bediensteten zu Frustration führt. Gleichzeitig führt Formalisierung und Zentralisierung zur gegenseitigen Isolierung der großen Ranggruppen der Bediensteten sowie zum wachsenden Gruppendruck auf den einzelnen innerhalb dieser Gruppen. In den wenigen bei hoher Formalisierung verbleibenden Unsicherheitsbereichen entsteht umso leichter informelle Macht, die zu Störungen der formell geplanten Kooperationszusammenhänge führen kann. Diese verschiedenen Folgen von Formalisierung und Zentralisierung resultieren nicht nur in Unzufriedenheit bei den Bediensteten, sondern auch in sachlichen Kooperationsmängeln und schlechter Leistung. Diese Probleme verstärken den Druck auf weitere Formalisierung und Zentralisierung, und zwar auch vonseiten der nachgeordneten Organisationsmitglieder. Crozier selbst faßt diesen Prozeß so zusam-

men: „The rigidity of task definition, task arrangements, and the human relations network results in a lack of communication with the environment and a lack of communication among the groups. The resulting difficulties, instead of imposing a readjustment of the model, are utilized by individuals and groups for improving their position on the power struggle within the organization. Thus, a new pressure is created for impersonality and centralization, the only solution to the problem of personal privileges“ (1964, S. 194).

Lernfähigkeit und Leistungsmängel der Bürokratie führen zu Unzufriedenheit bei ihren Klienten bzw. Adressaten. Da die öffentliche Verwaltung jedoch, anders als Firmen auf dem Markt, nicht unmittelbar von der Zufriedenheit ihrer Klientel abhängt, sondern eine Art politische Bestandsgarantie besitzt, löst dieser Umweltdruck unmittelbar keine Reform aus. So wird die Diskrepanz zwischen Verwaltungsleistung und Umwelthanforderungen im Laufe der Zeit ständig größer. Ab einem gewissen Punkt reagieren die unzufriedenen Klienten mit Kritik und Legitimationsentzug gegenüber den verantwortlichen Politikern. Dadurch sieht sich nun der politische Akteur genötigt, der von sich aus nicht anpassungsfähigen Verwaltung eine – dann unter Umständen recht radikale – Reform per Dekret aufzuzwingen. Da derartige Reformen jedoch typischerweise an der Bestandsgarantie und dem bürokratischen Charakter der Verwaltung selbst nichts grundsätzlich ändern, setzt nach dem „Reformsprung“ der frühere Erstarrungsprozeß wieder ein: der bürokratische Teufelskreis geht in seine nächste Umdrehung, bis am Ende der nächste politische Eingriff fällig ist. Um diese Pendelbewegung zwischen Reform und Erstarrung zu beenden, müßte entweder der zur bürokratischen Rigidität führende Prozeß unterbrochen werden, oder eine zeitnahe („online“) Verknüpfung von Verwaltungshandeln, Adressatenkritik und reformatorischem Eingriff der politischen Spitze institutionalisiert werden.

III. Merkmale eigendynamischer Prozesse

Auf dem Hintergrund der geschilderten Beispiele sei zunächst versucht, zusammenfassend die wesentlichen Merkmale eigendynamischer sozialer Prozesse herauszuarbeiten. Diese Merkmale beziehen sich erstens auf den ihnen zugrunde liegenden kausalen „Mechanismus“, zweitens auf die Formen, die eigendynamische Prozesse – sind sie einmal in Gang gekommen – annehmen können, und drittens auf ihre Tendenz, sich zu verselbständigen und Wirkungen zweiter Ordnung hervorzurufen.

1. Der kausale Mechanismus

Wie eingangs bereits festgestellt, bezieht sich der Begriff Eigendynamik weder auf eine besondere Prozeßform noch auf eine besondere Qualität des Prozeßergebnisses, sondern vielmehr auf eine bestimmte Art der Verursachung und der hieraus entstehenden Dynamik. Eigendynamische Prozesse werden durch Aktions-Reaktions-Sequenzen von sozialen Akteuren erzeugt, die ein umrissenes Handlungssystem bilden.⁴ Dabei rufen die einzelnen Akteure im System durch ihr Handeln Wirkungen hervor, die sie zu dessen Fortsetzung motivieren, wobei Fortsetzung nicht nur Wiederholung, sondern auch

4 In dieser Hinsicht unterscheiden sich eigendynamische soziale Prozesse unter anderem von Diffusionsprozessen, in die nach dem Schema einer Kettenreaktion immer neue Akteure einbezogen werden, ohne daß die Handlungskette am Ende jedoch zu ihrem sozialen Ursprungsort zurückkehrt.

Umkehr heißen kann. Zentrales Kriterium eigendynamischer Prozesse ist demnach die Erzeugung der den Prozeß tragenden Handlungsmotivation in und durch den Prozeß selbst. In eben diesem Sinne hält auch Neidhardt als eine der wichtigsten Bedingungen eigendynamischer sozialer Prozesse fest, „daß alle Beteiligten sich fortlaufend gegenseitig stimulieren, im Feld zu bleiben und weiterzumachen. Der Prozeß erzeugt die Motive seiner Fortsetzung – und zwar unabhängig davon, ob dieser Effekt gewollt ist oder nicht“ (Neidhardt 1981, S. 251/2).

Diese Definition bedarf in zweifacher Hinsicht der einschränkenden Erläuterung, um einer übertrieben „aktionistischen“ Interpretation des Aktions-Reaktions-Schemas vorzubeugen. Was zunächst die Zahl und Art der am Prozeß teilnehmenden Akteure betrifft, so ist mit der vorangegangenen Definition weder gesagt, daß die Zahl der Teilnehmer im Prozeßverlauf unverändert bleiben muß, noch daß es sich bei den Akteuren stets um konkrete Personen handelt. Wie die Beispiele gezeigt haben, können in eigendynamische Prozesse durchaus auch kollektive oder korporative Akteure involviert sein, die trotz Personenwechsel im Zeitablauf bestehen bleiben. Denkbar ist ferner, daß im Prozeßverlauf neue Teilnehmer hinzukommen oder auch aus dem Handlungssystem ausscheiden, ohne daß dadurch die Grundstruktur der Aktions-Reaktions-Sequenz verändert würde.

Die zweite Einschränkung betrifft den Aspekt der wechselseitigen und somit im Wiederholungsfall zirkulären Stimulation der beteiligten Akteure zum Handeln. In den meisten der oben gebrachten Beispiele wird der Prozeß tatsächlich durch die wiederholte *Interaktion* zwischen den beteiligten Akteuren erzeugt; das gilt etwa für den Eskalationsprozeß bei der Bildung terroristischer Gruppen, für den bürokratischen Teufelskreis und für die zum Konkurs von Unternehmen führende negative Spirale. Prozesse dieser Art, bei denen sich das Aktions-Reaktions-Schema unmittelbar interaktionistisch verstehen läßt, repräsentieren die sozialer Eigendynamik zugrunde liegende Zirkularität in besonders ausgeprägter Form. In anderen Fällen läßt sich das Aktions-Reaktions-Schema nur mit Einschränkungen als wiederholte soziale Interaktion verstehen. An die Stelle handfester Einwirkung auf den jeweiligen Gegenspieler kann gegenseitige Beobachtung und Kommunikation, ja bloße Antizipation von möglichem Handeln treten. Der Vergleich zwischen Blutfehde und Wettrüsten mag diese „Verdünnung“ des Aktions-Reaktions-Schemas von der manifesten Interaktion zur reziproken Antizipation illustrieren. Wechselseitige Wahrnehmung und Reaktion auf Veränderungen im Verhalten der jeweils anderen innerhalb des relevanten Handlungssystems treten auch beim zyklischen Modewechsel an die Stelle handfester sozialer Interaktionen. Die Frau, die durch ihr eigenes Adoptionsverhalten dazu beiträgt, daß eine neue Mode sich überholt und damit den Anreiz zur Kreation eines neuen Stils gibt, reagiert auf das von ihr wahrgenommene Handeln aller anderen Frauen, die, sofern sie modebewußt sind, sich ebenso verhalten. Zentrales Merkmal eigendynamischer Prozesse ist auf jeden Fall, daß alle an ihnen Beteiligten sowohl agieren und zugleich auf das wahrgenommene Handeln der anderen Akteure im System reagieren,⁵ wobei es aber Fälle geben kann,

5 Da das Erkenntnisinteresse bei der Analyse eigendynamischer sozialer Prozesse nicht auf die Erzeugung „perverse“ Effekte absichtsvollen Handelns gerichtet ist, wird die Aufmerksamkeit

in denen sich die manifeste Interaktion des Aktions-Reaktions-Schemas nach und nach in abstraktere Mechanismen reziproker Antizipation verflüchtigt.

Ein Grenzfall ist erreicht, wenn innerhalb eines Systems interdependenter Akteure nur noch einer von ihnen in seinem Handeln von den Reaktionen der Gegenseite bestimmt wird, wie das z. B. in dem als Schweinezyklus bekannten Wechsel zwischen Über- und Unterproduktion geschieht, den Hartmut Titze für die letzten 200 Jahre auch in der „Produktion“ von Akademikern nachgewiesen hat (Titze 1984). In diesem Prozeß bleibt die Nachfrage relativ konstant, d. h. die Nachfrager nach Absolventen eines bestimmten Studienganges reagieren nicht auf ein erhöhtes Angebot; genau aus dieser fehlenden Reaktion ergibt sich das Überproduktionsphänomen. Wenn spätere Studienanfänger dann auf die veränderte Marktsituation reagieren, dann passen sie sich – mit charakteristischer Zeitverzögerung – an die Folgen des Handelns der vorigen Studentengeneration, also gewissermaßen desselben kollektiven Akteurs an. Ein Grenzfall ist dieser Prozeß deshalb, weil er zwar einerseits fortlaufend die Bedingungen seiner eigenen Reproduktion schafft, jedoch nicht durch eine Aktions-Reaktions-Sequenz, sondern durch eine einseitige, zeitverzögerte und dazu noch überproportionale Anpassung („overshooting“). Die Überproduktion an Absolventen eines bestimmten Studienganges läßt sich als Folge eines common-pool-Problems bei unzureichender Information der Handelnden erklären. Die ungewollte Erzeugung unerwünschter, die eigenen Intentionen schließlich frustrierenden Effekte, die Handlungstheoretiker wie Raymond Boudon beschäftigt (Boudon 1977), wird hier jedoch immer dann *nicht* als Fall sozialer Eigendynamik angesprochen, wenn nicht zirkuläre Stimulation zwischen verschiedenen Handelnden ihre Ursache ist, sondern wenn sie nach dem Muster der „tragedy of the commons“ (Hardin 1968) aus der Erschöpfung einer wichtigen Ressource durch unkoordinierte kollektive Nutzung erwachsen. Die Rechtfertigung für eine solche terminologische Entscheidung ist selbstverständlich rein heuristischer Natur.

Unabhängig davon, ob die zirkuläre Stimulation auf der Handlungsebene unmittelbar interaktiv oder kognitiv vermittelt ist, bedeutet sie *analytisch* ausgedrückt immer zirkuläre Kausalität, d. h. die kreisförmige Verknüpfung von mehreren, sich gegenseitig bedingenden Variablen. In den oben angeführten Beispielen beziehen sich die Variablen im wesentlichen auf Verhaltensweisen; sie können sich jedoch grundsätzlich auch auf andere Arten von Merkmalen auf Gruppen- und Systemebene beziehen. Auch die Zahl der kreisförmig miteinander verbundenen Variablen braucht durchaus nicht auf zwei beschränkt zu sein. Wie etwa Gunnar Myrdal in seiner klassischen Theorie des Teufelskreises von Vorurteilen von Seiten der Weißen und Diskriminierung von Schwarzen (Myrdal 1944) und Michael Masuch am Beispiel organisatorischer Teufelskreise (Masuch 1985) gezeigt haben, kann auch eine größere Anzahl von Variablen durch zirkuläre Kausalität miteinander verbunden sein.

Wechselseitige Stimulation und zirkuläre Kausalität spielen ohne Zweifel bei so vie-

auch nicht auf Fälle beschränkt, in denen die Handlungsmotivation interessenbestimmt ist. Wie das Beispiel der Blutfehde zeigt, können eigendynamische Prozesse auch aus der gemeinsamen Befolgung einer Norm durch die Akteure erwachsen.

len sozialen Ereignissen, Reaktionen und Interaktionen eine Rolle, daß man sie als allgegenwärtig, ja geradezu als wesentliche Merkmale des Sozialen ansprechen könnte. Vielleicht ließe sich die Thematisierung eigendynamischer sozialer Prozesse dennoch dadurch rechtfertigen, daß sich die Sozialwissenschaften den verschiedenen Prozeßmechanismen zirkulärer Kausalität bisher nicht systematisch genug zugewandt haben. Uns kommt es jedoch auf mehr an, als auf die Allgegenwärtigkeit und Bedeutsamkeit zirkulärer Stimulation und Rekursivität hinzuweisen. Es gilt, jene *Makrophänomene* zu identifizieren, an deren Entstehen zirkuläre Verursachungsmechanismen nicht nur beteiligt sind, sondern deren Auftreten ausschließlich durch sie bedingt ist oder hypothetisch bedingt sein könnte. Diese Makrophänomene sind keine Einzelereignisse, sondern über Zeit ablaufende *Prozesse der strukturierten Veränderung spezifischer Systemmerkmale*. Nur wenn eine Verknüpfung zwischen zirkulärer Kausalität und derartigen Makrophänomenen vorliegt, wird es sinnvoll sein, von eigendynamischen sozialen Prozessen als einer besonderen Kategorie sozialer Phänomene zu sprechen und ihnen sowie ihren empirischen Konsequenzen besondere Aufmerksamkeit zu widmen.

2. Prozeßformen

Um die durch kausale Zirkularität verursachten Prozesse identifizieren zu können, muß unterstellt werden, daß diese Prozesse ein erkennbares Muster haben. Dieses Muster muß keineswegs selbst zirkulär sein: fortlaufende wechselseitige Stimulation bzw. kausale Zirkularität erzeugt nicht unbedingt auch zirkuläre *Prozeßformen*. So kann man sich hypothetisch zwei Akteure mit einem Repertoire von zwanzig verschiedenen Verhaltensweisen vorstellen, die kausal auf eine ganz bestimmte Weise miteinander verknüpft sind, so daß etwa B auf Verhalten 5 von A seinerseits (immer) mit Verhalten 8 reagiert, worauf A (immer) mit Verhalten 17 reagiert usw. Eine Aktions-Reaktions-Sequenz dieser Art erschöpft sich nicht in der Verstärkung/Abschwächung oder Stabilisierung bestimmter Verhaltensweisen oder im periodischen Wechsel zwischen zwei Polen, sondern stellt eine qualitative Transformationssequenz dar. Die derartigen Prozessen zugrunde liegende Verursachungsstruktur erzeugt nur selten ein Muster, das ebenso leicht zu erkennen ist wie ein Zyklus, ein Eskalationsprozeß oder eine Abwärtsspirale; sie erscheinen daher als Einzelfälle, die kaum generalisierbaren Aussagen zugänglich sind. Dieses Problem sollte aber nicht grundsätzlich davon abhalten, auch solche Prozesse als eigendynamisch zu bezeichnen. Im Gegenteil: es regt zu der Frage an, unter welchen Umständen zirkuläre Kausalität auch zirkuläre Prozeßformen hervorbringt, und in welchen Fällen hiervon abweichende Prozeßformen entstehen.

Ebenso wenig wie das Vorliegen von Elementen zirkulärer Kausalität genügt, um von eigendynamischen sozialen Prozessen zu sprechen, sollte man von eigendynamischen Prozessen sprechen, wenn bloß eine zirkuläre Prozeßform (eine Auf- oder Abwärtsspirale bzw. zyklische Veränderung) vorliegt. Es gibt zahlreiche eskalierende Veränderungen von Systemmerkmalen, die einfache Aggregationseffekte oder das Ergebnis von Diffusionsprozessen sind, bei denen es nicht zu einer interaktiven Rückkopplung kommt; so ist etwa die Verbreitung eines Gerüchts oder die Ausbreitung einer

Epidemie zwar ein spontaner, ungeplanter Prozeß, nicht aber ein eigendynamischer Prozeß in dem hier definierten Sinne. Dies gilt auch für die meisten zyklischen Veränderungen, die in der Politikwissenschaft in kritischer Absetzung von Theorien linearen Wandels festgestellt und analysiert worden sind. Wie Wilhelm Bürklin in einer Zusammenstellung derartiger Theorien gezeigt hat, werden die hier untersuchten zyklischen Veränderungen, die sich vor allem auf politische Einstellungen und Wertorientierungen, aber auch auf den Strukturwandel in Parteiensystemen beziehen, überwiegend von ökonomischen Randbedingungen nicht nur ausgelöst, sondern durchweg angetrieben. Auch bei dem von Bürklin selbst entwickelten Beispiel einer Oszillation zwischen Realismus und Idealismus spielt die konjunkturelle Veränderung noch eine entscheidende Rolle, obwohl wichtige Komponenten des Prozesses, so wie die graduelle Pragmatisierung von Politik oder die nachlassende Bindung an etablierte Parteien in der Generationenfolge, endogen sind und in der Interaktion zwischen den beteiligten Akteuren geschehen (Bürklin 1986). Die Bezeichnung „eigendynamisch“ sollte man für jene Prozesse reservieren, an denen der geschilderte Kausalmechanismus nicht nur mitwirkt, sondern die zentral durch ihn bedingt werden.

Eigendynamische Prozesse laufen nicht unbegrenzt weiter, sondern können früher oder später beendet werden, indem die sie tragende Verursachungsstruktur zerstört wird, was sowohl endogen wie exogen, gewollt und ungewollt geschehen kann. Besonders Eskalationsprozesse und Abwärtsspiralen haben gewissermaßen ein eingebautes Ende, wenn sie zur Zerstörung zentraler Akteure oder den Zerfall des ganzen Handlungssystems führen – sinnfällig demonstriert am Beispiel des Firmenbankrotts. Sowohl die Abschreckungs- wie die Amnestierungsstrategie, durch die der Eskalationsprozeß im Terrorismusbeispiel beendet werden kann, werden absichtsvoll gewählt; hier wäre das Prozeßende ein gewolltes. Auch zyklische Prozesse laufen nicht immer weiter. Das Modekarussell kann zum Stillstand kommen, wenn durch einen Wertewandel im übergreifenden Sozialsystem das Tragen von Tracht zur Norm werden sollte, und auch aus dem bürokratischen Teufelskreis ließe sich durch bestimmte Strategien, die allerdings eine externe Intervention erfordern, entkommen. Im Gegensatz zu „perversem“ Effekten absichtsvollen Handelns lösen eigendynamische Prozesse allerdings nicht zwangsläufig Versuche der Beteiligten oder Dritter aus, sie zu beenden, da ihre Wirkungen auch neutral oder gar erwünscht sein können.

3. Vselbständigkeit und Emergenzen

Reflektiert man die oben gebrachten Beispiele unter der Fragestellung, welche Folgen eigendynamische soziale Prozesse typischerweise haben, so läßt sich nicht übersehen, daß in allen skizzierten Fällen Effekte entstanden, die von den beteiligten Akteuren nicht beabsichtigt (und auch nicht immer erwünscht) waren. Unbeabsichtigte Handlungsfolgen sind aber kein Merkmal, das nur eigendynamischen sozialen Prozessen zukommt; sie können auch durch andere Arten von Prozessen entstehen. Für eigendynamische Prozesse ist es eher typisch, daß sie Folgen erzeugen, die zum Bestandteil ihrer eigenen Verursachungsstruktur werden. Das kann sowohl durch eine Art motivationa-

ler Verselbständigung wie auch durch die Emergenz sozialer Institutionen geschehen, die auf den Prozeß zurückwirken.

Durch den Vorgang der wiederholten Abfolge ein und derselben Handlungssequenz wird in eigendynamische Prozesse, je länger sie anhalten, ein neues Element eingeführt, das auch zu dem oben geschilderten Abstraktionsprozeß der Handlungsweisen beiträgt. Je öfter sich bestimmte Handlungsmuster wiederholen, desto stärker ist die Tendenz, sie zu ritualisieren oder formalisieren. Was zunächst ungewollter Effekt war, z. B. ein periodischer De-facto-Wechsel der herrschenden Kleidermode, wird als eigenständiges soziales Phänomen erkannt, an dessen Reproduktion man sich hinfort absichtsvoll beteiligt, indem man sich „modebewußt“ verhält. Der Prozeß wird jetzt nicht mehr durch die in seinem Verlauf *erzeugten* individuellen Motive getragen, sondern *er wird selbst zum Motiv*: Mode wird nicht mehr von den dualistischen Neigungen zur Imitation bzw. Individualisierung angetrieben, sondern hat sich als formales Schema verselbständigt. Ähnlich können sich eigendynamische Konfliktprozesse durch Formalisierung von den sie ursprünglich tragenden Motiven lösen, indem die Beteiligung an der ritualisierten Auseinandersetzung selbst motivierend wird. Dieser Vorgang der Verselbständigung dürfte mit einer Erklärung dafür sein, weshalb eigendynamische soziale Prozesse oft so langlebig und zäh sind.

Gleiches gilt für jene Vorgänge, die sich als Erzeugung von Wirkungen zweiter Ordnung oder von Emergenzen bezeichnen ließen, und durch die eigendynamische Prozesse den sozialen Handlungskontext verändern, in dem sie entstanden sind. Eigendynamische soziale Prozesse üben auf das sie umgebende soziale System eine Vielzahl von Effekten aus, doch wirken diese nicht alle ihrerseits auf den Prozeß selbst zurück. Hier sollen unter der Bezeichnung Emergenzen nur diejenigen Systemeffekte verstanden werden, die der eigendynamische soziale Prozeß selbst erzeugt hat und die so auf ihn zurückwirken, daß er in seiner Eigendynamik verstärkt wird. Abweichend von der Begriffsverwendung bei Raymond Boudon werden hier also nicht die unbeabsichtigten Folgen interdependenten Handelns als solche und auch nicht eine relationale Veränderung in der Akteurskonfiguration als Emergenzen bezeichnet, wenn sie – wie z. B. im Fall von Machtverschiebungen zwischen den Akteuren beim Königsmechanismus – Elemente des ursprünglichen eigendynamischen Prozesses selbst sind (Boudon 1979, S. 98).

Der Vorgang der Erzeugung von Emergenzen ist nicht an allen oben gebrachten Beispielen aufzuweisen, läßt sich aber gut am einfachen Fall eines Konflikts in intimen Gruppen illustrieren. Wenn die streitenden Parteien als Konfliktlösungsmechanismus ganz bestimmte Regeln aufstellen, diese aber ihrerseits wieder Gegenstand der Konflikteskalation werden, dann liegt ein Kurzschluß zwischen eigendynamischem Prozeß und dem emergenten Effekt (der neu entstandenen Regel) vor. In dem von Norbert Elias geschilderten Beispiel des Königsmechanismus lägen entsprechende Emergenzen dann vor, wenn die in der Phase der Konkurrenz zwischen den Ständen erstarkende Zentralregierung Institutionen neu einführen würde, durch die die Pendelbewegung zurück zur Kooperation zusätzlich Auftrieb erhält, ohne daß die neuen Institutionen in der nachfolgenden Phase gemeinsamer ständischer Gegenwehr wieder verschwänden. Noch anschaulicher ließen sich emergente Effekte am Modebeispiel aufweisen, sobald

eine spezielle Modeindustrie und Modepresse entstehen, die mit ihren periodischen Veranstaltungen und Publikationen den Modewechsel gezielt inszenieren – unterstützt von einem gleichermaßen spezialisierten Einzelhandel, der zweimal im Jahr die Lager räumt und den Kunden mit seinem neuen Angebot zu überzeugen sucht, daß obsolet wurde, was bis gestern als modisch galt. Im Extremfall können diese am spontan aufgetretenen Phänomen der Mode orientierten und von ihm ihren Ausgang nehmenden Institutionen Modeindustrie, Modehandel und Modepresse zumindest auf der phänomenologischen Ebene Mode selbst dann weiter erzeugen, wenn die ursprüngliche Motivation auf Seiten der Träger von Modeerzeugnissen verschwunden ist, so daß diese spontan eher das Phänomen „Tracht“ hervorbringen würden. Abgesehen davon, daß die hier behandelten emergenten Effekte auf eigendynamische Prozesse stabilisierend oder verstärkend zurückwirken, verleihen sie derartigen Prozessen eine zusätzliche Bedeutung für Wandlungsprozesse, die in ihrem sozialen Umfeld ablaufen.

IV. Erkenntnisleistungen der Analyse eigendynamischer sozialer Prozesse

Nachdem im vorangegangenen Abschnitt versucht wurde, auf dem Hintergrund der geschilderten Beispiele die wichtigsten Besonderheiten eigendynamischer Prozesse herauszuarbeiten, sollen jetzt einige Überlegungen über die Voraussetzungen sozialer Eigendynamik angestellt werden. An diese Überlegungen schließt sich die naheliegende Frage an, ob sich die eingangs als möglich formulierte Hypothese argumentativ aufrechterhalten läßt, nach der eigendynamische soziale Prozesse unter den Bedingungen der Moderne sowohl quantitativ als auch an sozialer Bedeutung zugenommen haben. Abschließend sei die Frage aufgeworfen, welchen spezifischen Erkenntnisbeitrag die Perspektive der Eigendynamik für die gegenwärtige Theoriediskussion in den Sozialwissenschaften leisten kann.

1. Voraussetzungen sozialer Eigendynamik

Um die Frage nach den Voraussetzungen sozialer Eigendynamik zu beantworten, ist es angebracht, sich die Aussagen einiger Klassiker der Soziologie in Erinnerung zu rufen, denen eine besondere Sensibilität für die Wahrnehmung von strukturellen Widersprüchen, Dualismen und Ambivalenzen eignet. Eigengesetzliche und eigendynamische Vorgänge sind für sie keine deviante Erscheinung, die politisch kontrolliert oder sonstige domestiziert werden müßte, sondern ein fundamentaler Aspekt gesellschaftlicher Realität schlechthin.

Georg Simmel und Emile Durkheim haben diese Einsicht besonders nachdrücklich verfolgt und in ihre soziologischen Grundpositionen integriert. Letzterer verknüpft die Vorstellung von der Zirkularität des sozialen Lebens – („...la vie sociale se meut dans un cercle“, schreibt Durkheim in seiner Religionssoziologie 1979, S. 495) – mit seiner Annahme des „homo duplex“, wonach Individuen in einen unlösbaren Konflikt zwischen persönlichen und sozialen Handlungsorientierungen verstrickt sind.

Die hieraus entstehende Zirkularität des sozialen Lebens, das Oszillieren zwischen Phasen dichter Interaktion und Phasen geringer Interaktionshäufigkeit, gehört zu den grundlegenden Einsichten der Durkheimschen Soziologie.

Auch für Georg Simmel gehört die Einsicht in die Allgegenwärtigkeit ambivalenter Handlungsorientierungen und dualistischer Strukturprinzipien zu den Grundlagen seiner Soziologie. Wie Durkheim leitet auch Simmel diese Tatsache nicht allein aus der ambivalenten Bedürfnisstruktur der Individuen, sondern auch aus den Erfordernissen des gesellschaftlichen Lebens selbst ab. „... these dualisms are inherent in social forms both because of man's ambivalent instinctual dispositions and because society needs to have some ratio of discordant to harmonious tendencies in order to attain a determinate shape“ (Levine 1986, S. 9).

Es sei schließlich an ein weiteres Beispiel erinnert, in dem als Voraussetzung für die Entwicklung von Eigendynamik die Ambivalenz von Handlungsorientierungen angeführt wird, das Beispiel des „Königsmechanismus“ von Norbert Elias. Für Elias ist die Zwie- bzw. Vielspältigkeit von Interessen „eine der folgenreichsten Struktureigentümlichkeiten der höher differenzierten Gesellschaften“ und „eine der wichtigsten Prägeapparaturen für das zivilisierte Verhalten“ (Elias 1977, S. 232). Nicht nur die Beziehungen zwischen Einzelindividuen, sondern auch die zwischen aggregierten Akteuren, Klassen, Interessengruppen und Staatsgebilden sind von der Ambivalenz der Interessenorientierungen geprägt. Elias stellt diese Beobachtung ausdrücklich in Zusammenhang mit der funktionalen Differenzierung der gesellschaftlichen Entwicklung, wenn er behauptet, daß sich die Ambivalenzen der Interessenorientierungen umso stärker zeigen, „je weiter und reicher gegliedert das Netz der Interdependenzen wird, in das eine einzelne soziale Existenz oder eine ganze Funktionsklasse verflochten ist“ (Elias 1977, S. 231). Wenn alle Menschen „potentielle Freunde, Verbündete oder Aktionspartner“ sind und „zugleich potentielle Interessengegner, Konkurrenten oder Feinde“ (Elias 1977, S. 231) – um nur ein Beispiel einer derartigen ambivalenten Interessenorientierung anzuführen – hat dies zur Folge, daß zyklische Prozesse entstehen, die zwischen den beiden Polen dieser Ambivalenz oszillieren. Nach Elias nimmt das Ausmaß der ambivalenten Interessenorientierungen mit zunehmender funktioneller Differenzierung und zunehmender Interdependenz zwischen den Akteuren zu. Mit diesem Argument ließe sich die zitierte Arbeitshypothese von der wachsenden Bedeutung eigendynamischer sozialer Prozesse in der Moderne unterstützen. Bevor jedoch auf diese These eingegangen wird, seien noch einige verdeutlichende Anmerkungen zum Konzept der Ambivalenzen gemacht, denn dieses Konzept wird keineswegs immer eindeutig verwendet.

Ambivalente Handlungsorientierungen zeichnen sich erstens durch die Widersprüchlichkeit und Unvereinbarkeit der angestrebten Ziele aus. Nähe und Ferne, charismatische und bürokratische Ordnungsprinzipien, Freundschaft und Feindschaft, Individualisierung und Verallgemeinerung – um nur einige Beispiele ambivalenter Handlungsorientierungen zu nennen – lassen sich nicht gleichzeitig in ein- und demselben Akt realisieren. Um überhaupt unter der Bedingung ambivalenter Orientierung handeln zu können, muß die Ambivalenz gewichtet sein, d. h. einer Seite der Zielorientierung muß – zumindest kurzfristig – stärkere Bedeutung zugemessen werden. Sind beide Seiten der Ambivalenz in Balance, wird jegliches Handeln blockiert.

Ambivalente Handlungsorientierungen sind zweitens voneinander abhängig und stimulieren sich gegenseitig. Die Verfolgung eines Handlungsziels schafft die Voraussetzung für die Verfolgung des gegenteiligen Handlungsziels in der nächsten Handlungssequenz. Zu viel Nähe erzeugt den Wunsch nach Distanz; einseitige Ausrichtung an dem Ziel der Individualisierung weckt den Wunsch zur Integration in die Gruppe; die Erfüllung charismatischer Erlösungssehnsüchte weckt gegenteilige Bedürfnisse nach Berechenbarkeit und Alltäglichkeit. Je mehr dem einen Pol der Ambivalenz entsprechend gehandelt wird, desto stärker wird notwendigerweise der andere Pol vernachlässigt, und dieser wird in der nächsten Handlungssequenz zum Bezugspunkt der Handlungsorientierung.

Ambivalente Handlungsorientierungen sind schließlich drittens im Prinzip unlösbar. Diese Eigenschaft braucht nicht unbedingt auf die dualistische Natur oder die ambivalente Triebstruktur des Menschen zurückgeführt zu werden. Es genügt, auf den Sachverhalt der Institutionalisierung widersprüchlicher Werte und Normen hinzuweisen, um zu begründen, weshalb Individuen – ganz unabhängig von ihrer wie immer gearteten natürlichen Beschaffenheit oder psychischen Ausstattung – in einen unlösbaren Zielkonflikt geraten können. Effektivität und Partizipation sind beispielsweise derartige widersprüchliche Ziele, bei deren Realisierungsversuch eigendynamische soziale Prozesse entstehen können. Durch zunehmende Zentralisierung, etwa in einer Organisation, läßt sich zwar das Ziel Effektivität erreichen, aber nur um den Preis abnehmender Partizipation. Halten die Akteure die Kosten der Effektivität für zu hoch, dann werden sie motiviert, dem Ziel Partizipation den Vorrang zu geben, und der Prozeß pendelt in Richtung Dezentralisierung. Ähnlich ist auch die Verursachungsstruktur bei dem von Albert Hirschman beschriebenen „Schwanken der Bürger zwischen Privatwohl und Gemeinwohl“ (Hirschman, 1984). Je mehr Individuen mit derartigen sich gegenseitig beeinträchtigenden Handlungszielen konfrontiert sind, desto stärker werden sie in eine Prozeßhaftigkeit einbezogen, die ganz unabhängig von ihren je individuellen Motiven abläuft. Derartigen zyklischen Schwankungen zwischen sich widersprechenden institutionalisierten Normen kann man sich kaum durch heroische Willensakte entziehen.

Ambivalente Handlungsorientierungen und Wert- und Normenkonflikte sind sicherlich nur eine, wenn auch zentrale Voraussetzung für die Entstehung eigendynamischer sozialer Prozesse. Nicht alle oben erwähnten Beispiele eigendynamischer sozialer Prozesse haben hierin ihre Ursache. Bei eskalierenden Konflikten wie bei der Entwicklung terroristischer Gruppen prägen eher strukturelle Antagonismen als ambivalente Orientierungen die Ausgangssituation. Auch oszillierende Prozeßmuster müssen nicht auf zugrundeliegende Ambivalenzen verweisen. So läßt sich der Eliassche Königsmechanismus, generalisiert zum zyklischen Schwanken zwischen Zentralisierung und Dezentralisierung, auch als Resultat einer antagonistischen sozialen Konfiguration von gleicherweise auf Eigenmacht bedachten Akteuren erklären, ohne auf eine zwischen Konkurrenz und Kooperation schwankende Ambivalenz in der Haltung eines Teils von ihnen (der Stände nämlich) zurückgreifen zu müssen. Auch das Oszillieren zwischen bürokratischer Erstarrung und Reform wurde nicht – wie man zunächst vermuten könnte – durch eine Ambivalenz zwischen Erhaltung und Wandel verursacht, sondern durch die Verschränkung des (ebenfalls nicht aus Ambivalenzen erwachsenden) eigendynami-

schen Prozesses der Formalisierung innerhalb der Verwaltung selbst mit der hierdurch provozierten Reaktion und Intervention von seiten des politischen Akteurs. Oszillationsprozesse können also auch aus der Mobilisierung von Gegenkräften durch eine (ihrerseits eigendynamische) Entwicklung innerhalb einer der an dem umfassenderen Prozeß beteiligten Handlungseinheiten erwachsen, die zu einem anderen Akteur in einer Abhängigkeitsbeziehung steht. Im übrigen zeigen die letzten Beispiele, daß Antagonismen, Ambivalenzen und Interdependenzen beim Entstehen eigendynamischer sozialer Prozesse auf komplexe Weise zusammenwirken können.

2. Eigendynamische soziale Prozesse und Moderne

Einige Argumente, die die Hypothese stützen könnten, daß eigendynamische soziale Prozesse in modernen Gesellschaften eine größere soziale Bedeutung haben als in traditionellen Gesellschaften, wurden im letzten Abschnitt bereits gestreift. Allgemein läßt sich vermuten, daß mit zunehmender sozialer Differenzierung und funktionaler Interdependenz Handlungsambivalenzen und Normenkonflikte zunehmen, so daß die hierdurch verursachten eigendynamischen Prozesse immer mehr soziale Bereiche erfassen. Norbert Elias weist in diesem Zusammenhang nicht nur darauf hin, daß „... im Ringen der hochdifferenzierten Gesellschaftsverbände untereinander jeder Rivale und Gegner zugleich Aktionspartner an den Fließbändern der gleichen, arbeitsteiligen Maschinerie ist“ (Elias 1977, S. 233). Mit seiner Betonung der sich verdichtenden Interdependenzbeziehungen thematisiert er einen weiteren Grund, der zur Vermehrung eigendynamischer Prozesse beitragen mag.

Diese Vermutung zunehmender Ausbreitung eigendynamischer sozialer Prozesse läßt sich auch noch von einer anderen Seite her begründen. Die einen eigendynamischen sozialen Prozeß umgebenden sozialen Systeme werden oft dazu provoziert, sich in die Eigendynamik einzuschalten, sei es, um diese zu unterbrechen oder sei es, um sie zu stimulieren. Der bürokratische Teufelskreis und die Mode sind zwei Beispiele für diese Vorgänge. Im ersten Fall wird das politische System provoziert, den eigendynamischen Prozeß zunehmender Bürokratisierung durch Reformauflagen zu durchbrechen, womit es aber jenen zyklischen Prozeß zwischen Bürokratisierung-Reform-Bürokratisierung der Reform auslöst, der oben geschildert wurde. Die Mode stellt den umgekehrten Fall dar: Das Wirtschaftssystem sieht sich durch die Aussicht auf Profite von dem eigendynamischen Aktions-Reaktions-Schema der Imitation und Innovation angezogen und treibt durch das Eingreifen zusätzlicher Akteure mit sekundären Motiven diese Zirkularität noch weiter an. Während die Modeindustrie auf das sich drehende Karussell aufspringt, um für sich selbst Gewinne zu machen, schaltet sich das politische System in den bürokratischen Teufelskreis ein, um Kosten zu vermeiden. Aus welchen Gründen immer sich Akteure einer anderen und höheren Systemebene in den Ablauf eigendynamischer Prozesse einschalten mögen – sie laufen Gefahr, selbst in die Dynamik verstrickt zu werden.

Ganz abgesehen von der möglichen Ausbreitung eigendynamischer sozialer Prozesse in komplexen modernen Gesellschaften läßt sich noch ein zweites Argument anführen,

um die obige Arbeitshypothese zu stützen, das weniger quantitativer als qualitativer Natur ist. Klassiker der Soziologie, unter ihnen besonders prägnant Georg Simmel, identifizieren die mit sich selbst kurzgeschlossene Dynamik geradezu als Kennzeichen der Moderne: Handlungsambivalenzen und Normkonflikte ohne Lösung, Reaktion gegen bestehende Formen ohne qualitative Veränderung, rastlose Bewegung ohne Fortschritt. Wo zirkuläre Prozesse ablaufen, finden keine qualitativen Sprünge oder dialektischen Lösungen auf höherer Ebene mehr statt – es dominiert das Gesetz der repetitiven Bewegung. Eigendynamische soziale Prozesse mögen in diesem Sinne zur Erzeugung jenes Immobilismus beitragen, den heutige Sozialwissenschaftler wie Michel Crozier als wesentliches Kennzeichen der modernen „blockierten Gesellschaft“ herausgearbeitet haben (Crozier 1984). Die Perspektive der sozialen Eigendynamik mag helfen, derartige Diagnosen zu vertiefen.

3. Beiträge zur Theoriediskussion

Unabhängig davon, ob Konzept und Analyse eigendynamischer Prozesse einen Beitrag zum besseren Verständnis speziell moderner Gesellschaften zu leisten vermögen, spielen sie ohne Frage sowohl beim sozialen Wandel wie umgekehrt auch bei der langfristigen Strukturhaltung eine Rolle. Das gilt besonders für eigendynamische Oszillationen, die ja ein Ausdruck der Selbstregelung sind. Wenn auch jede neue Talfahrt der Konjunktur, jede neue bürokratische Verhärtung, jedes Zerbrechen der Kooperation zwischen den Ständen ein unerwünschter Wandlungsprozeß sein mag, richtet sich das gerade in eigendynamischen Zyklen am Ende selbst: Der Niedergang löst selber die Kräfte aus, die zur Umkehr der Bewegung führen.

Die besondere Bedeutung eigendynamischer Prozesse liegt jedoch nicht einmal so sehr in dem Beitrag, den sie zur Erklärung von Strukturwandel und Strukturhaltung machen können, als vielmehr in der Tatsache, daß mit ihnen das Zustandekommen eines bestimmten Typs von Makrophänomenen aus dem Handeln und der Interaktion sozialer Akteure erklärbar wird. Das Makrophänomen sind dabei die Prozesse selbst, genauer: das, was sich als regelmäßige, strukturierte Veränderung von Systemmerkmalen beschreiben läßt. In der Chance, mit dem Konzept eigendynamischer Prozesse den immer wieder als notwendig erklärten, aber selten gelingenden Brückenschlag von der Mikroebene individuellen Handelns zur Makroebene sozialer Systeme zu vollziehen, mag sogar ein ganz besonderer Grund für die Attraktivität des Konzepts liegen.

Gerade das Auftreten unbeabsichtigter und meist auch unvorhergesehener Handlungseffekte konfrontiert uns mit der Frage, ob es erkennbare Regeln gibt, denen ihr Auftreten folgt. Die Identifikation eigendynamischer Prozesse erlaubt es, diese Frage in Grenzen zu bejahen. Es ist geradezu das zentrale Element des Ansatzes, dynamische Vorgänge auf Systemebene als Ergebnis des Zusammenwirkens bestimmter struktureller Konfigurationen mit bestimmten Handlungsorientierungen zu erklären. Selbstverständlich ist dies nichts grundsätzlich Neues. Die Sozialwissenschaften haben sich schon immer mit gesellschaftlichen Makrophänomenen befaßt. Trotz der einschlägigen Bemühungen von Max Weber und Talcott Parsons ist es dabei jedoch nur unzurei-

chend gelungen, den genetischen Zusammenhang von sozialen Makrophänomenen mit Vorgängen auf der Mikroebene individuellen Handelns herzustellen. Sehr einleuchtend hat dies James Coleman (1986) am Beispiel von Webers protestantischer Ethik argumentiert: Es sei Max Weber sehr viel besser gelungen, die Beziehung zwischen dem Makrophänomen Protestantismus und einer spezifischen individuellen Handlungsorientierung darzustellen, als jene zwischen individuellem Handeln und der Entwicklung eines kapitalistischen Wirtschaftssystems. Coleman verweist in diesem Zusammenhang darauf, daß insbesondere in den empirisch vorgehenden Sozialwissenschaften aus einer Reihe von Gründen nach dem Zweiten Weltkrieg das Interesse an der Erklärung individuellen Verhaltens vorgeherrscht hat. Aber wie gut wir auch immer in der Lage sein mögen, bestimmte individuelle Verhaltensweisen etwa bei politischen Wahlen, bei der Familiengründung oder in Situationen industriellen Konflikts zu erklären, so wird das kaum genügen, um das Auftreten von Ereignissen auf der gesellschaftlichen Makroebene zu erklären. Dies gilt in ganz besonderem Maße für Phänomene spontaner Ordnungsbildung. Gewollte, geplante und durch soziale Normierung entstehende Ordnungspänomene oder Regelmäßigkeiten sind überall gegeben, und mit ihnen bzw. den ihnen zugrundeliegenden Verursachungsmechanismen der Sozialisation, sozialen Kontrolle, Institutionenbildung, Herrschaft oder auch politischer Steuerung haben sich die Sozialwissenschaften schon immer beschäftigt. Mit der Analyse sozialer Eigendynamik gelingt es dagegen, auch das Phänomen des ungeplanten Entstehens strukturierter Prozesse, regelmäßiger Abläufe auf Makroebene zu verstehen.

Die Möglichkeit, einen Beitrag zum Verständnis sozialer Regelmäßigkeiten nicht-normativen Ursprungs zu leisten, bringt im übrigen das Bemühen um ein Verständnis eigendynamischer Prozesse in eine gewisse Parallelität zu neueren naturwissenschaftlichen Entwicklungen, die mit Namen wie Heinz von Foerster, Hermann Haken und Ilya Prigogine verbunden sind. Eigendynamische Auf- und Abwärtsspiralen und Zyklen haben insbesondere eine unverkennbare Verwandtschaft mit den als dissipative Strukturen bezeichneten spontanen Ordnungsbildungen. Die offensichtliche Parallelität zu naturwissenschaftlichen Konzepten der Selbstorganisation sollte jedoch nicht dazu verführen, mit der Analyse eigendynamischer Prozesse einer Renaissance mechanistischer Gesellschaftsvorstellungen das Wort zu reden: wenn das Konzept eigendynamischer Prozesse gegen diese Gefahr einigermaßen immun ist, dann ist dies vor allem der Tatsache zu verdanken, daß hier systematisch aus der Akteursperspektive argumentiert wird.

Literatur

Boudon, Raymond: Effets pervers et ordre social, Paris 1977.

—: La logique du social. Introduction à l'analyse sociologique, Paris 1979.

Bürklin, Wilhelm P.: Evolution und Zyklus. Mögliche Beiträge der Zyklen­theorie zur Verbesserung sozialwissenschaftlicher Theoriebildung, in: *Max Kaase* (Hrsg.), Politische Wissenschaft und politische Ordnung, Opladen 1986, S. 265–278.

Coleman, James S.: Social Theory, Social Research, and a Theory of Action, in: *American Journal of Sociology*, 91, 1986, S. 1309–1335.

- Crozier, Michel*: La société bloquée, Paris 1984.
 —: The Bureaucratic Phenomenon, Chicago 1964.
- Durkheim, Emile*: Les formes élémentaires de la vie religieuse, Paris 1979.
- Elias, Norbert*: Zur Soziogenese des Staates, in: *Ders.*: Über den Prozeß der Zivilisation, Bd. 2, Frankfurt/M. 1977, S. 217–237.
- Gantmacher, F. R.*: The Theory of Matrices, New York 1977, Bd. 1.
- Hardin, Garrett*: The Tragedy of the Commons, in: *Science*, 162, 1968, S. 1243–1248.
- Hernes, Gudmund*: Structural Change in Social Processes, in: *American Journal of Sociology*, 80, 1977, S. 513–547.
- Hirschman, Albert O.*: Engagement und Enttäuschung. Über das Schwanken der Bürger zwischen Privatwohl und Gemeinwohl, Frankfurt/Main 1984.
- Levine, Donald N.*: The Flight from Ambiguity, Chicago und London 1986.
- Lubmann, Niklas*: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt/Main 1984.
- Masuch, Michael*: Vicious Circles in Organizations, in: *Administrative Science Quarterly*, 30, 1985, S. 14–33.
- Myrdal, Gunnar*: The Theory of the Vicious Circle, in: *Ders.*: An American Dilemma, New York und London 1944, S. 75–78.
- Nedelmann, Birgitta* (unter Mitarbeit von *Martin Broicher* und *Karl-Heinz Korn*): Eigendynamische soziale Prozesse. Eine Textsammlung (unveröffentlicht), Köln 1982.
- Nedelmann, Birgitta*: Mode als Austauschprozeß reziproker Ambivalenzen. Beitrag zum „Colloque: Actualité de Georg Simmel“, Goethe-Institut, Paris 1986 (erscheint als Working Paper des Europäischen Hochschulinstituts, Florenz 1987).
- Neidhardt, Friedhelm*: Über Zufall, Eigendynamik und Institutionalisierbarkeit absurder Prozesse. Notizen am Beispiel einer terroristischen Gruppe, in: *Soziologie in weltbürgerlicher Absicht. Festschrift für René König zum 75. Geburtstag*, hrsg. von *H. von Alemann* und *H. P. Thurn*, Opladen 1981, S. 243–257.
- Simmel, Georg*: Die Mode, in: *Ders.*: Philosophische Kultur, Berlin 1986, S. 38–63.
- Sutton, Robert I.*, und *Anita L. Callaban*: The Stigma of Bankruptcy: Spoiled Organizational Image and its Management, Manuskript, Stanford University, Calif. 1987.
- Teubner, Gunther*, und *Helmut Willke*: Kontext und Autonomie: Gesellschaftliche Selbststeuerung durch reflexives Recht, in: *Zeitschrift für Rechtssoziologie*, 6, 1984, S. 4–35.
- Titze, Hartmut*: Die zyklische Überproduktion von Akademikern im 19. und 20. Jahrhundert, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 10, 1984, S. 92–121.
- Zapf, Wolfgang* (Hrsg.): Theorien des sozialen Wandels, Köln 1969.

Korrespondenzanschrift:
 Prof. Dr. Renate Mayntz
 Max Planck Institut für
 Gesellschaftsforschung
 Lothringer Str. 78
 5000 Köln 1